

Viktor Jerofejew
Gabriele Riedle

FLUSS

Roman

*Texte von Viktor Jerofejew
aus dem Russischen übertragen
von Beate Rausch*

Aufbau-Verlag

Viktor Jandl
Gabriele Kiehl

FLUSS

Roman

Das erste Buch
aus der Reihe
des Flusses

Verlag

Historischer Orgasmus auf der Wolga vor Stalingrad

Die Wolga fließt durch die Geschichte der Menschheit. Sie ist ein Symbol für die Verbindung von Ost und West, von Asien und Europa. In den Jahrhunderten vor Christus war sie ein Handelsweg, der die Zivilisationen des Mittelalters miteinander verband. Im 19. Jahrhundert wurde sie ein wichtiger Verkehrsweg für die russische Wirtschaft. Und im 20. Jahrhundert wurde sie ein Schlachtfeld für die größten Kämpfe der Menschheit.

Die Geschichte der Wolga ist eine Geschichte der Zivilisation. Sie ist ein Zeugnis für die Kraft der menschlichen Hand. Sie ist ein Symbol für die Einheit der Menschheit. Und sie ist ein Mahnmal für die Gefahren der Kriegselend.

Die Wolga ist ein Fluss, der die Welt verbindet. Sie ist ein Fluss, der die Menschheit vereint. Sie ist ein Fluss, der die Geschichte schreibt. Und sie ist ein Fluss, der die Zukunft anzeigt.

Vergebliches Murmeln der Wasser

Er Mich hat immer schon beunruhigt, daß die Wolga ins Kaspische Meer mündet. So ein großer, so ein bedeutender Fluß, und mündet geradewegs ins Nirgendwo. Andere Flüsse fließen, wie es sich gehört, vernünftig und progressiv in den Ozean, womit sie teleologisch den Kreislauf des Wassers in der Natur verwirklichen, aber die Wolga hat sich in sich selbst verschlossen und existiert an sich wie bei Kant. Das hat etwas von Verrat. Die Wolga nimmt die Wasser anderer russischer Flüsse auf (kommt her zu mir! fließt in mich ein!), diese strömen zu ihr hin und fließen vertrauensselig in sie hinein, sie aber verschwendet und verplempert nur alles.

Man liegt im hohen Juligras im silbrigen Schatten der Weiden am Ufer eines sanft dahinplätschernden Fließchens, an der ausgelassenen Istra zum Beispiel, die sozusagen das fünfte Rad am großen Wolgawagen ist, und denkt: welch vergebliches Murmeln der Wasser, welch nutzloses Unterfangen. So fließt die gesamte rechtgläubige Energie im islamischen Klärbecken zusammen.

Ob das die Ursache ist für die russische Leidensgeschichte?

Doch wie schön ist es andererseits, niemals irgendwo hinein zu münden! Alle Welt ist beschäftigt, und man selbst frönt dem Nichtstun. Wie schön, aus den weltumspannenden Gesetzmäßigkeiten herauszufallen und froh und faul vorüberzufließen! Käfer krabbeln, Kuckucks rufen, Kinder baden. Die Kirche am Hang spiegelt sich im Fließchen. Herrlich. Heimat. Hochsommerliche Benommenheit. Zwischen den Zehen schmatzt der warme Schlamm.

»Haben wir eine Zukunft?« summen die Kinder.

»Haben wir Flügel?« singen die Insekten.

»Habe ich Hoffnung?« kuckuckt die Kirche.

Ich rolle die Landschaft zusammen. Alles Lebendige piepst. Nach kurzem Zögern rolle ich sie wieder auf.

Was ziehe ich an?

Sie Na, dann eben Rußland. – Man hatte angerufen. Ich sollte fahren. Gut, sage ich, fahre ich. Warum? Darum. Ich kämme mir den Schlaf aus den Haaren. Ich wische mir die Asche aus den Mundwinkeln. Ich öle meine Schuhe ein.

Und da ist auch schon meine Mutter Herzeloide. Sie rauft sich die blondierten Haare und klopft sich gegen die Brust, bis sie anfängt zu husten.

»Ich wußte ja, daß dieser Tag kommen würde«, japst sie. Womit sie recht hat. Jeder wußte, daß dieser Tag kommen würde. Also kein Grund zur Panik – es handelt sich hier um meine Bestimmung. Wozu wäre ich sonst geboren worden, wenn nicht, um auszuziehen und das Abenteuer zu suchen? Viel wichtiger ist jetzt: Was ziehe ich an?

Gummistiefel? Abendkleid? Uniform? Kittelschürze?

»Was trägt man denn heute so im Reich des Bösen?« frage ich die holde Herzeloide. Die hört mich aber gar nicht – Verzweiflung scheint sie glattweg taub zu machen.

Also stopfe ich meine rote Gummitasche hastig voll mit meinen aussagefähigsten Unterhosen und vierzehn oder fünfzehn prima Nahtstrümpfen. Halterlos, versteht sich.

»Hier, nimm bitte diese Strickjacke mit. Die hat sich in Rußland bewährt«, sagt Herzeloide, meine gute Mutter, und geht zu einer Vitrine aus Panzerglas.

»Diese Strickjacke macht dich unverwundbar«, sagt sie feierlich und geheimnisvoll. Leider neigt sie nicht nur zur Fettlosigkeit, sondern wie alle Dicken auch zum Pathos.

Das Ding ist mir mindestens siebzehn Nummern zu groß und riecht auch ziemlich muffig nach alten Elefanten. Aber bitte, wenn sie meint. Vor der Abreise gehe ich lieber noch mal schnell aufs Klo.

Davor steht die Familie Spalier. Die Strickjacke wickle ich mir um die Hüften, wie es jetzt die Mode ist. Herzeloide heult hemmungslos.

»Ihr Schrei ob unverdienter Pein trifft mitten mich ins Herz hinein«, ächzt mein Vater, der längst tot ist.

Meine Oma schneuzt sich in ein paar selbstgestrickte graue Fußlappen, die sie all die Jahre aufbewahrt hatte für diesen Anlaß. Mein Opa hält übellaunig das Pferd am Zügel, schließlich

hat er sich drei Zehen abgefroren, als er zu Fuß von Sibirien nach Kornwestheim gelaufen ist. Seither ist er irgendwie schlechtgelaunt. Später hat er sich dann zum Ausgleich noch drei Finger abgesägt. Was er sich locker leisten konnte. So als Schreiner.

»Denk daran«, sagt er, »Awe-wu-effff heißt Haben-Sie-Eier, Schtoit! heißt Stehenbleiben und Kläbb-nasch-schodenni heißt Unser-täglich-Brot-gib-uns-heute. Notfalls schießt du einfach in die Beine.«

»Ja, ja Opa, weiß ich doch alles. Schieß die Klassenschweine in die Lügenbeine: kenn ich«, lache ich. »Ich sage doch immer: Schlagt die Faschisten, wo ihr sie trifft. Weißt du Opa, der Typ in der Uniform, das ist ein Schwein, das ist kein Mensch, und natürlich kann geschossen werden.«

Der Opa starrt ergriffen ins Nichts. Alle weinen. Und rufen mit erstickten Stimmen: »Nach Moskau! Nach Moskau!« wobei sie tief die Luft einziehen. Dann endlich gibt mein Opa das Kommando: »Dawai!«

Wahl des Gefäßes

Er »Wozu brauchen Sie ein leeres Einmachglas?« fragt der Kapitän.

»Nur so«, sage ich und verberge das leere Einmachglas verlegen hinter dem Rücken.

»Mir scheint«, sagt er, argwöhnisch die Augen zusammenkneifend, »Sie führen was Ungutes im Schilde. Sie haben einen schlechten Ruf. Handeln Sie im Auftrag?«

»Nein.«

»Wozu brauchen Sie dann ein leeres Einmachglas?«

»Was für ein Glas?!«

»Das, das Sie da hinterm Rücken verstecken!«

»Ach, das!«

»Wollen Sie die Wolga in den Ozean umleiten?«

»Das hatte ich vor, aber ich hab's mir anders überlegt.«

»Warum?«

»Ich weiß nicht. Ich bin gegen die Vergewaltigung der Natur.«

»Na schön. Wozu das Einmachglas?«

»Kapitän, ich sag's Ihnen, aber es muß unter uns bleiben.«
 »Reden Sie.«
 »Ich möchte es mit Wolgawasser füllen.«
 »Und wie?«
 »Na ja, einfach schöpfen.«
 »Und weiter?«
 »Nichts weiter.«
 »Wozu brauchen Sie Wasser aus der Wolga?«
 »Für eine Analyse.«
 »Was für eine Analyse?«
 »Zu einem bestimmten Zweck.«
 »Das ist verboten.«
 »Was ist verboten?«
 »Für eine Analyse Wasser aus der Wolga zu entnehmen.«
 »Wo steht das?«
 »Was?«
 »Daß das verboten ist.«
 »Was soll das, muß ich Ihnen das Gesetz zeigen?«
 »Ja.«
 »Wissen Sie was?«
 »Was?«
 »Geben Sie das Glas her.«
 »Nein. Auf keinen Fall.«
 »Machen Sie keinen Aufstand.«
 »Also wirklich, Kapitän, Sie benehmen sich wie ein kleiner Junge.«
 »Nein, Sie benehmen sich wie ein kleiner Junge. Sie spielen den Propheten!«
 »Kapitän, gucken Sie mal, was ich hier habe.«
 »Weg damit. Und zwar ein bißchen plötzlich! Weg damit!«
 »Dann besorg ich mir eben ein anderes Glas.«
 »Zuerst geben Sie mir das hier.«
 »Da! Nehmen Sie schon!«
 »Und wenn ich Sie mit irgendeinem anderen leeren Gefäß erwische ... Wehe!«
 »Wollen Sie mir Angst machen?«
 »Ich habe Sie gewarnt.«

Darf ich mich vorstellen?

Sie So machte ich mich denn auf, dorthin, wo das Abenteuer und womöglich das Glück auf mich warteten. Die Liebe wohl auch? Die Wahrheit? Mal sehen. Ich ritterte, ratterte, rottete schleunigst dahin. In fliegender Hast. In hastigem Flug. Und bestand alle Proben, die man höheren Orts für mich vorbereitet hatte.

Zuerst brauchte ich ein Visum. Schnell. Sofort. Gestern. Also hatte ich dem russischen Konsul zu sterben angekündigt, namentlich mittels Herzinfarkt, was der weder dulden noch verantworten konnte, denn die Gesellschaft brauche mich noch – woher er das wohl wußte? Darauf warf ich ihm mein schönstes Lächeln zum Fraß vor, das er gierig mit den Zähnen zerriß. Er rülpste kurz, und ein Visum lag auf dem Tisch. Ha, das war doch wirklich einfach!

Im Flugzeug wollten sie mich vergiften. Aus allen Düsen schickten sie Dämpfe, die mich unfruchtbar machen sollten. Ich kniff mir die Nase mit einer Wäscheklammer zu. In Polen standen die Leute auf ihren abgebrannten Feldern und drohten mit Fäusten gen Himmel. Ich stellte mich schlafend. In Weißrußland sangen sie in den Sümpfen patriotische Lieder, als sie mich kommen hörten. Ich setzte mir Kopfhörer auf. In Moskau hatten Taxifahrer das Flughafengebäude umstellt. Schon lange zuvor hatten sie meine Unterhosen und Nahtstrümpfe unter sich aufgeteilt. Die Strickjacke jedoch sollten sie bei einem Mister X (sprich »cha«) abliefern, der berühmt war für seine Grausamkeit und seine Deutschen Doggen. Ich aber hielt mich an einen schwäbischen Joghurtfabrikanten. Auf den wartete in einem feierlichen schwarzen Wolga ein Fahrer namens Iwan mit Betonung auf dem A, der für uns die Panzersperre hinter dem Flughafen umfuhr. Die hatte man dort schon vor längerer Zeit gegen die Deutschen aufgestellt. Auf der Fahrt ins Stadtzentrum, vorbei an dreiundachtzig Klöstern, in denen überall unterernährte Soldaten wohnten, beklagte sich der Schwabe über die schlechte Qualität der russischen Milch. Wahrscheinlich pinkeln sie auf den Kolchosen in die Kannen, wenn sie betrunken sind.

Der Iwan mit dem endlosen A schafft mich ins Gästehaus des Außenministeriums, welches mit seinem langen, spitzen

Turm lustig in alle Fenster winkt, was ich sehr aufmerksam finde. Teppiche sind ausgerollt. Ein Bett ist vorhanden. Man wird wieder anrufen. Ich springe hinaus auf die Straße und grüße die teigigen Gesichter Moskaus. Sie sehen mich nicht. Wütend renne ich den Arbat entlang. Zum Teufel mit den Jugendstilhäusern, dem gut erhaltenen Klassizismus, den nachgemachten Lampen, der vorrevolutionären Idylle. In Stuttgart würden sie so was Fußgängerzone nennen. Hier aber ist Sän-gerland, und darum ist der Asphalt durchsichtig wie das Wasser im Fluß, ach Arbat, mein Arbat, du bist meine Berufung, meine Religion, mein Vaterland – aber das höre ich erst viel, viel später.

An der Ecke vor irgendeinem Theater, das sicher unglaublich berühmt ist, weil dort zwischen 1921 und 1923 die Theaterkunst zirka zwölf Mal radikal erneuert worden ist oder auch nicht, vor irgendeinem dieser berüchtigten Moskauer Theater haben sich jedenfalls ein rüstiger Greis und ein Akkordeonspieler zusammengetan. Der Akkordeonspieler sammelt Rubel, der Greis Weiber. Er packt sie sich und dreht sie im Walzertakt über die Straße. Die Weiber kichern. Der Greis ist glücklich. Zur Strafe grüße ich am anderen Ende der Straße die Lenin-Bibliothek. Die mich auch nicht sieht.

Man ruft wieder an. Ich soll mich auf einer gewissen Brücke über der Moskwa (Betonung auf dem A) einfinden. Dort soll ich zweieinhalb Stunden warten, das sei so Landessitte. Also stelle ich mich mitten auf die Brücke und spucke im Abstand von zehn Minuten ins Wasser. Das Geländer ist frisch gestrichen. Die Masten für die Fahnen und Wimpel sind leer. An meiner linken Schuhspitze hängt Staub. Langgezogene Limousinen rasen kaltschnäuzig vorüber. Nur ihre schlanken Antennen zeigen Nerven. Ab und zu zucken sie sachte vor Anspannung. Heimlich zittern sie jedoch ohne Unterlaß.

Nach zwei Stunden und vierundfünfzig Minuten erscheint ein blauer Volvo. Die Bremsen quietschen, die Tür geht auf, man zerrt mich in den Wagen. Der Fahrer gibt Gas.

»Darf ich mich vorstellen«, sagt er, »Viktor Vladimirowitsch. Wir werden Sie zur Wolga bringen.«

»Wann?«

»Morgen.«

»Wie?«

»Mit dem Schiff. Von dort unten.«

Schwungvoll nimmt er die Kurve zur Uferstraße. Der Russe. Ein Blonder. Ein Kleiner. Einer mit Bauch. Mit Buckel. Mit beigen Hosen. Mit gelbem Hemd. Vielleicht sollte ich mich anschnallen. Der Himmel steht randvoll mit Kränen. Moskau baut. Alles neu macht der Mai. Es riecht nach Rasierwasser. Eine Nacht voller Blau. Ich quetsche sie aus mit beiden Händen. Sie spritzt in alle Richtungen.

Wahl der Begleiterin

Er »Ein Mistkerl, dieser Kapitän!« sagte ich zu meiner Begleiterin. »Hat mir das Glas weggenommen! Und das in einem freien Land!« – »In einem freien Land, daß ich nicht kichere!« erwiderte meine Begleiterin.

»Er will mich ertränken!«

»Und was sollen wir jetzt machen?« fragte sie erschrocken.

»Abwarten.«

Die Wolga ist ein russischer Mythos wie Beton. Sie ist kein Fluß, sondern eine Autobahn von Tränen. Ich habe diese Reise die Wolga stromabwärts als fällige Arbeitsreise, wenn nicht gar als Pflichtveranstaltung auf der Suche nach Banalität immer vor mir hergeschoben. Ich habe mich darauf zurückgezogen, ich sei zu beschäftigt, dieses sentimentale Thema abgedroschen und für mich selbst immer wieder mühelos Ausreden gefunden.

Zudem war ich verdorben von meinen Jugenderinnerungen an solche flüchtigen, beinahe zufälligen Berührungen mit der liebreizenden Wolga – wie in dieser Osternacht in einer Kirche in Jaroslawl, wo die alten Mütterchen wegen des Gedränges und der stickigen Luft in Ohnmacht fielen, wegen des Mangels an Raum aber nicht umfallen konnten und mit der Menge hin- und herschwankten, bewußtlos und mit verdrehten Pupillen.

Als langhaariger Teenager war ich zum Ende der Maifeierlichkeiten im überfüllten Zug von Uglitsch zurück nach Moskau gefahren, es hatte nach klebrigen Socken und Schweiß gestunken, und in der Nacht hatte ein Kerl neben mir zu kotzen angefangen, und seine Frau, die nicht wußte, was sie tun sollte, hatte ihm anstelle einer Schüssel seine eigenen Stiefel hingestellt, zuerst den einen, dann den anderen. Der Kerl hatte sie

bis zum Rand vollgekotzt und dann erleichtert zu schnarchen anfangen.

Vollgekotzte Stiefel – das war meine Wolga, ausgebliehene rote Fahnen, Hämmer und Sicheln, ausgestorbene Geschäfte, die nach billiger bräunlicher Seife rochen. Und daß in Uglitsch vor drei Jahrhunderten der Zarewitsch Dmitri ermordet worden war, fand ich nach der Stiefelgeschichte überhaupt nicht verwunderlich.

Ein halbes Leben später, bedrückt von schlimmen Vorahnungen und mit schwerem Mißtrauen gegenüber der Weisheit des Volkes, entschloß ich mich dann doch dazu, dem Volk aufs Maul zu schauen: Was tut sich bei denen an der Wolga? Sind sie endgültig zu Säufern geworden? Verrückt? Oder verreckt?

Innerlich stellte ich mich ein auf tödliche Trauer und zynischen Spott, als ginge ich zu einer Tragödie ins Theater. Ich mußte mir nur noch sorgfältig die passende Begleiterin suchen, der ich in den Pausen ein Eis kaufen konnte.

Guten Morgen!

Sie Spritzt wie der Wodka und das Hirn und das Blut und der ganze Menschenbrei an diesem Morgen auf dem So-und-so-Friedhof. Auch einige schöne Versace-Anzüge sollen zu Schaden gekommen sein. Vierzehn Tote. Man hatte eine Trauerfeier samt kaltem Büffet gestört.

Sie haben mir also einen Schriftsteller geschickt. Ach, du liebe Wolga! Mittags wird der Dichter aufstehen und zum Kabinenfenster hinausrufen: »Ich liebe dieses Land!« Oder auch: »Die Wolga ist das Herz Rußlands.«

Und ich stehe da. Vor grauen Nudeln, goldenen Zähnen, schimmigen Jeans. Vor der Rache der kaukasischen Völker im allgemeinen. Vor dem ganzen russischen Seelenscheiß mitsamt den schwarzen Katzen, die sie vor einem über die Straße schicken, im besonderen. Vor Panzermotorenöl in den Bratpfannen und vor Schweißfüßen. Vor vollgeschissenen Klos und vor gezückten Balalaiken. Vor Nordosseten mit Atombomben in Plastiktüten. Na gut, denen drückt man ein paar Dollars in die Hand. Aber was ist mit den gehirngewaschenen deutschen Kriegsgefangenen, die mit Schaum vor dem Mund sich als Göt-

ter oder Generalsekretäre feiern lassen, bis Adenauer mit nacktem Oberkörper und Stirnband aus dem Hubschrauber abspringt und sie aus ihren bleichblauen Holzhäusern befreit? Und was ist überhaupt mit dem Schatz des Priamos? Noch bis vor neunundvierzig Jahren sollen sie hier sogar regelmäßig ihre Schuhe geputzt haben. Glaub ich aber nicht. Im Radio singen sie, daß hier neuerdings erstens ein strammer Wind des Wechsels wehe und zweitens auch die Russen ihre Kinder lieben. Lieben? So, so. Wie denn? Gerührt oder geschüttelt? Geh mir weg, ich weiß doch Bescheid.

Und was macht Viktor Vladimirowitsch, der Dichter? Der zerreißt zum Frühstück eigenhändig stinkende getrocknete Fische. Er kann nicht anders. Er ist Russe. Was ihm noch nicht einmal leid tut.

Dafür werde ich garantiert eines Tages ins Fernsehen kommen. Immerhin.

Moskau – Uglitsch

Er Der einsame Reisende ähnelt einem Schakal. Für Rußland übrigens ist der Begriff »Reisender« ein allzu europäisches Wort. Wer bist du? Ich bin ein Reisender. Das klingt dumm. Andererseits, wer bin ich eigentlich? Ein Pilger jedenfalls nicht! Kein Wanderer! Und kein Tourist. Und kein Forschungsreisender. Ich bin niemand. Ich schwimme nur mit dem Wolgastrom. In Rußland gibt es keine Definitionen und keine Etiketten für Menschen. Die Menschen hier definieren sich weder durch ihren Beruf, noch durch ihren sozialen Status. Es gibt keine Jäger oder Feuerwehrmänner, keine Politiker oder Ärzte oder Lehrer. Es ist einfach so, daß die einen manchmal Brände löschen, die anderen manchmal Kinder unterrichten. Hier ist jeder niemand. Alle schwimmen mit dem Strom.

Wen mitnehmen? Ein weites Feld für Materialisierungen. Wenn nicht die weibliche Internationale so schrecklich arm wäre!

Italienerinnen sind exaltiert und wohlwollend, für den russischen taxierenden Blick jedoch zu zerbrechlich und gesetzestreu. Zeigt man einer Italienerin eine gefälschte Dollarnote, fällt sie sofort in Ohnmacht. Amerikanerinnen sind hingegen nicht zerbrechlich, dafür bestehen sie aus merkwürdigen Vorstellungen. Polinnen empfinden Rußland gegenüber einen

gewissen Ekel. Französinnen sind kategorisch und machen's nicht gern. Holländerinnen sind Männerattrappen. Schwedinnen haben keinen Pfeffer. Finninnen, Gott vergib mir, sind dumm. Däninnen sind hervorragende Kindergärtnerinnen. Schweizerinnen sind ein geschmackloses Spiel der Natur. Ich kannte allerdings mal drei oder vier Isländerinnen, die nicht nach Fischtran rochen, aber das ist sehr lange her. Österreicherinnen lispeln. Norwegerinnen, Ungarinnen und Tschechinnen sind unbedeutend. Geradezu seltsam, daß ihnen ebensoviel Fleisch, Knochen und Haut gegeben sind wie den Frauen anderer Völker. Bulgarinnen und Griechinnen kann man beim Altern zuschauen. Man hat noch nicht vom Ufer abgelegt, da haben sie sich schon in Heldenmütter verwandelt. Spanierinnen sind ein Katzenvaudeville. Und Portugiesinnen sind überhaupt weiß der Kuckuck was.

Eigentlich hatte ich vor, eine Engländerin aus London mitzunehmen, aber sie ist jetzt verheiratet und ruft nicht mehr an.

Natürlich könnte man auch mit einer russischen Dame reisen. Aber wozu? Sie raucht viel, ist träge, immer umgeben von betrunkenen Liebhabern, die sie mit vorgeschobener Unterlippe bemitleidet, und nach endlosen Beziehungsgesprächen, wenn du sie eines weiteren Betrugs überführt hast, wird sie dir vorschlagen, ein Kind von dir zu bekommen.

Eine Reise mit einer russischen Dame ist eine Reise in der Reise. Eine Verdoppelung der Sorgen. Außerdem ist die Russin unsauber. An ihr haften Bazillen, Kakerlaken und Trichomonaden. Sie hat immer ein Durcheinander mit ihren Tagen.

Bei trübem Wetter sieht die Wolga grau aus; an einem warmen Tag plätschern kokett ihre hellbraunen Wellen. Entlang ihren Ufern stehen die Gepenster bärtiger russischer Schriftsteller und haben Sodbrennen vor lauter Mitleid mit dem Elend des Volkes, dessen Ursache – die russische Autosodomie – irgendwo nicht weit im schmutzigen Sand verbuddelt ist.

»Graben wir sie aus?« schlug der Kapitän eifrig vor.

»Ein schöner Schatz!«

»Sie sind beleidigend!« sagte der Kapitän.

»Wer nicht auf unserer Seite ist, der ist gegen uns!« murrten die Bärtigen.

»Ach, ihr mit eurer Kultur!« sagte ich ärgerlich. »Gibt's nicht irgendwas Lustigeres?«

»Vorhang auf!« rief der Kapitän.

»Wird gemacht!« Sein Gehilfe legte zackig die Hand an die Mütze.

Im ersten Akt war alles wie vorherbestimmt. In Uglitsch, bei einem unter Denkmalschutz stehenden Klostergelände, wo man für jede Kirche einzeln Eintritt zahlen mußte, kam ein sehr volkstümlicher Typ von Invalide, ein Stehaufmännchen mit Orden von 1941 bis 45 an der Brust, von hinter der Einzäunung in einem Rollstuhl auf mich zugefahren und rief: »Alle Präsidentschaftskandidaten sind Juden!« Die ihn begleitenden Frauen wollten ihm Beifall klatschen.

»Du irrst dich!« sagte ich ziemlich streng zu dem Invaliden. »In Rußland sind überhaupt alle Juden, bloß du nicht.«

»Stimmt«, sagte der Invalide. »Ich bin kein Jude!«

»Worüber habt ihr gesprochen?« fragte neugierig meine supermoderne Deutsche.

Mit wem die Wolga hinunterschippeln, wenn nicht mit einer Deutschen? Mit wem, wenn nicht mit einer Deutschen, die zu Neurasthenie und quälender deutscher Verbindlichkeit neigt und dazu, aus Kontrastgründen gegen den Strom zu schwimmen? Von allen möglichen Varianten wählte ich nach reiflicher Überlegung die Deutsche, die von Rußland nicht die Bohne verstand, dafür war sie eine ironische Tochter des Undergrounds mit billigen Jargonismen und Fingernägeln blau wie der russische Himmel, und eine Sklavin ihrer Phantasmen, mit extremistischer Tätowierung an der Hüfte.

Um nicht zufällig, weil ich nichts Besseres zu tun hatte, nach dem Vorbild des Bauernzaren Stenka Rasin meine Begleiterin über Bord in die Wolga zu werfen, bevölkerte ich das Schiff mit seinen vier Decks nicht mit gewöhnlichen Passagieren, sondern mit einer ganzen Hundertschaft russischer Journalisten provinziellsten Zuschnitts aus allen Ecken unseres unermeßlichen Landes. Mochten sie uns wie eine kollektive Scheherezade alle möglichen russischen Räubergeschichten erzählen. Dann ließ ich noch die Kellerinnen durchsichtige rosa Blüschchen anziehen, damit wir wie im Traum dahinschwammen. Das Büffetfräulein Lora Pawlowna, ebenfalls ganz in Rosa, machte mir zum Frühstück geschlagenes Eigelb mit Zucker. Sie brachte es mir auf einem Tablett zum Oberdeck herauf und sagte, in der grellen Sonne blinzeln:

»Ich liebe es, mich in der Sonne zu wärmen wie die letzte Giftschlange.«

Der Kapitän des Schiffes war natürlich der Kapitän selbst.

Moskau – Uglitsch

Sie Rußland ist ein Land aus Resopal. Überall feine braune Streifen. Von Wladiwostok bis Magdeburg. In Aufzügen, an Türen, auf Tischen, in Schiffen. Nur die Bäume werden nicht mit Resopal verkleidet. Dafür werden sie am Stamm weiß angestrichen. Mit Gift. So sehen sie alle aus wie Birken. Weshalb die Russen sofort anfangen zu weinen. Die Käfer indessen sich angeekelt abwenden oder tot umfallen.

Unser Schiff heißt MS Sossima Schaschkow. Schöner Name. Nach Stalins Minister für Flußschifffahrt. Dafür ist das Schiff aus deutscher Produktion. So können wir uns beide wie zu Hause fühlen. Der Russe und ich. Wir brauchen uns vor nichts zu fürchten. Unser Heim, unser Nest, unsere Hütte ist ja nun das Schiff, das uns nicht verläßt, selbst wenn wir es verlassen. Immer liegt es da. Wartet. Groß und breit am Wolgastrand. Es hat etwas Lauerndes. Hundeschiff.

Das »Touristen-Binnen-Fahrgastschiff« mit vier Decks kommt von den VEB Elbwerften aus Roßlau und wurde sogar ausgezeichnet. Wegen hervorragender Gestaltung. Würdige Resopalverschalungen, zauberhafte Spitzenvorhänge, ausschweifendes Orange an Clubsessel und Übervorhang. Die DDR lebt weiter in ihrer russischen Heimat, ein Kunststoff gewordener süßer Traum vom luxuriösen Sozialismus. Da haben wir schon von vornherein Glück gehabt. Gar nicht zu reden von den durchsichtigen rosa Blusen der reizenden Kellnerinnen.

Auf dem Moskwa-Wolga-Kanal passieren wir eine Schleuse nach der anderen. An Deck plaudern wir ein wenig über Stalin, dem wir (wer? er? ich?) diesen großartigen Kanal zu verdanken haben. Ebenfalls dankbar schaut vor jeder Schleuse ein junges Paar optimistisch in die Zukunft. Die Zukunft bläst ihnen Wind in die steinernen Haare. Hinter uns schließt sich ein riesiges Schleusentor. Vor uns rohe Betonwände.

Bei der Gelegenheit würde der Russe dann doch gern einmal

wissen, wer meiner Meinung nach schlimmer war – Hitler oder Stalin.

»Also, wer war deiner Meinung nach schlimmer? Hitler oder Stalin?« Er beginnt, doch ziemlich vertraulich zu werden. Und duzt mich außerdem. Allerdings sprechen wir englisch, da fällt das nicht auf.

»Blöde Frage«, sage ich.

»Wer? Sag schon!«

»Geh mir nicht auf die Nerven.«

Das vordere Schleusentor öffnet sich. Ob ich überhaupt wisse, was Schleuse auf russisch heißt. Schluuhs. Jawohl. Und ob ich schon mal was von Telefonschnurr, Schlagbaum, Marschritt und Buchhalter gehört hätte. Die ganze Technik, Militär, Bürokratie – alles deutsch, alles einfach übernommen. Die Russen hätten für all diese deutschen Errungenschaften noch nicht einmal eigene Wörter erfunden. Übrigens sei sein höchstpersönlicher Großonkel, Schwippschwager, Vetter zweiten Grades, Uropa oder was weiß ich was, in jedem Fall ein gewisser Popow dafür der eigentliche Erfinder des Radios, während dieser Marconi, dieser Italiener, vom Radio rein gar nichts verstanden hätte, jedenfalls lang nicht so viel wie vom Spionieren und Intrigieren, weshalb der Großneffe schließlich hätte klein beigeben müssen und die einzige relevante russische Erfindung vor der Entdeckung der Stalinorgel sich gewissermaßen die Achsenmächte unter den Nagel gerissen hätten.

»So, so«, sage ich.

»Bist du stolz darauf?«

»Auf deinen Radio-Großonkel oder darauf, daß ich den Russen die Telefonschnur gebracht habe? Oder sind's die prima Beziehungen zwischen den Achsenmächten und weil ich besser Italienisch kann als du? Ach, laß mich doch in Ruhe.«

Dort vorne kommt schon die nächste Schleuse. Warum hat eigentlich keiner Stalin gesagt, daß hier offensichtlich viel zu viel Höhenunterschied ist für einen ordentlichen Kanal? Aber wahrscheinlich hatten sie damals auch für Höhenunterschied keine russische Vokabel. Dafür eine für Hinrichtung – Kasn oder so ähnlich – abgesehen natürlich von dem äußerst beliebten und erfolgreichen Begriff Likwidazija und dem Tätigkeitswort likwidirawat, wobei es sich hier allerdings nicht um eine originäre Erfindung der Deutschen handelt. Für den ebenfalls

nicht besonders deutschen Begriff Inschenjer hatten sie in Rußland wiederum keine geeigneten Russen. Weshalb Stalin kurzerhand jeden tumben Arbeiter-und-Bauern per Dekret zum Ingenieur umrüstete. Selbst die Schriftsteller. Die waren ab sofort Ingenieure der Seele. Die Sowjetunion: Hier konnte jetzt jeder für fünf Minuten ein I. sein. Das hatten die Deutschen davon. Und die Russen erst recht.

Irgendwie scheint der Kapitän uns von hinter seiner Glas-scheibe zu beobachten. Ich ziehe die Strickjacke um die Hüften etwas fester. Was will der bloß? Soll sich lieber um seine stalini-stischen Schleusen kümmern.

Uglitsch – Kostroma

Er Rußland ist ein Land aus Holz. Es hat keine architekto-nischen Spuren hinterlassen außer einem Haufen kaput-ter Backsteine. Die russische Hütte kann man kaum als Archi-tekturen bezeichnen, auch wenn sie unglaublich schön ist. Ich liebe ihr zum Weinen kleines Fensterlein unter dem Dach. Die russische Hütte ist kein Haus. Sie ist keine Sache. Sie ist eine überirdische Halluzination nach dem Schlag gegen die Finster-nis. Darum ist in Rußland jeder Mensch von seinem genetischen Code her ein potentieller Brandgeschädigter. Mit jenem unge-sunden, teigigen Gesicht, das den Mißbrauch von Kartoffeln und Wodka verrät. Aber unser Jahrhundert der siegreichen Ste-reotypen hat im letzten Moment gewisse Korrekturen erfahren.

Die russische Seele hat plötzlich das Bedürfnis, sich in Stein zu verewigen. Sie hat die grün-blauen Bretterzäune verschwin-den lassen. Das ist nicht so sehr ein sozialer Wandel als vielmehr ein metaphysischer Skandal. Die russische Seele sorgt sich plötzlich um private Bequemlichkeit innerhalb der kurzen Zeit-spanne zwischen Geburt und Tod. Welch Ketzerei! An den Ufern der Wolga funkeln die neuen Metalldächer.

»Die russische Herrschaft der Halbliterwodkaflasche wird doch wohl nicht zu Ende gegangen sein?« fragte ich den Ka-pitän, als wir auf der Kapitänsbrücke standen. »Selbst wenn in Rußland alles wieder zum Erliegen kommen sollte, der Bau-boom der letzten fünf Jahre wird noch in Jahrhunderten un-übersehbar sein.«

»Alles fließt«, sagte der Kapitän, den Kopf hin und her wie-gend. »Auch Rußland ist in Fluß gekommen.«

»Vielleicht bauen ja nur die Reichen?« fragte die Deutsche.

»Neeeeee«, sagte ich. »Gratulieren wir Rußland zur Entste-hung eines ganzen neuen Standes.«

»Was meinen Sie damit?« wollte der Kapitän wissen.

»Über der Wolga geht wie der Neumond eine Mittelklasse auf. Wie sie aussehen, zu was sie sich entwickeln wird, so wird auch Rußland sein«, sagte ich poetisch.

»Ja ... Wir zum Beispiel haben uns, als wir klein waren, ge-genseitig die Feige gezeigt«, fügte der Gehilfe des Kapitäns hinzu und steckte der Anschaulichkeit halber den Daumen zwischen Zeige- und Mittelfinger. »Und heute zeigt keiner mehr dem andern die Feige. Es ist unmodern geworden.«

Da aber die russische Seele traditionell nicht »in Backstei-nen« denkt, klaut sie überall von allem ein bißchen, und so er-härtet sich eine wüste Mischung aus deutsch-französisch-ame-rikanischer Einfamilienbaukunst. An Brandstätten mit rußge-schwärzten, ragenden Balken werden Häuser mit Türmchen errichtet. Die Russen haben jede Art von Türmchen ins Herz geschlossen. Das Wundermärchen des Entrechteten deckt sich mit dem Phallussymbol einer erstarkenden gesellschaftlichen Erregung. Außerdem beginnt sich zwischen mir und der Deut-schen eine historische Intrige zu entwickeln.

Ich gehe mit ihr über den Markt von Kostroma, wo die Händlerinnen mit ihren blassen, nordischen Gesichtern forsch, die Bäuche vorgestreckt, Dörrfisch und Ananas an den Kunden bringen.

»Entschuldigen Sie, sind Sie schwanger oder einfach bloß dick?« fragte ich eine Frau, die gedörrten Fisch verkauft.

Was bei uns gut ist? Man kann fragen, was man will. Und alles mögliche zur Antwort bekommen. Ein sehr weites Feld für Gespräche tut sich auf. Zudem gibt es in Rußland nicht mehr Schwangere als Kamele.

»Ich? Dies und das«, erwidert sie. »Und du, du bist wohl nicht von hier?«

»Mmh.«

»Du kriegst ein Zeichen. Warte nur.«

»Blöde Kuh!« Vor Schreck werde ich wütend. »Selber Zei-chen, beschissene Ziege!«

Wir befinden uns im Norden, an der Grenze der Weißen Nächte. An der Grenze der romantischen Schlaflosigkeit. Auf den Autobussen Werbung: »Lesen Sie die *Pravda des Nordens!*« Der Deutschen wird übel vom Geruch des Dörrfischs, während ich ihr erkläre, daß in Kostroma Ananas das letzte Mal unter Zar Nikolai dem Zweiten gesichtet wurden und Kiwis überhaupt noch nie. In Kostroma haben alle Straßen doppelte Bezeichnungen, die ehemaligen sowjetischen und die neuen, das heißt ganz alten, kirchenslawischen.

Wir besuchen das wiedereröffnete Frauenkloster. Die Deutsche, selbstverständlich ganz in Schwarz gestylt, fällt unter den Nonnen des Jelzinschen Aufgebots nicht auf. Wir stellen jeder eine Kerze vor der Ikone des Erlösers auf, obwohl die Deutsche, die in ihrer Jugend *topless* auf den Tischen der West-Berliner Nachtlokale getanzt hat und meiner Meinung nach fahrlässig eng mit Marx befreundet war, Religion nicht ausstehen kann.

»Gibt es ein Leben auf dem Marx?« frage ich die Deutsche.

»Wie bitte?« Sie macht große Augen.

Der Erlöser brennt plötzlich lichterloh in blauen Flammen. Die riesige Ikone reißt sich los und fliegt durch die Kirche von einer Ecke zur andern. Als ob sie Schmerzen hätte. Als ob es ihr eng und ungemütlich wäre. Als ob sie den heiligen Mauern entfliehen wollte.

»Was hat er nur?« fragt die Deutsche verblüfft.

»Er quält sich«, erkläre ich.

Ringsum Geschrei, Stimmengewirr. Alle sehen mich an. Die Nonnen treten auseinander. Herein kommen unser Kapitän mit dem Gewehr aus der nächsten Zukunft (er wird das Gewehr mit Zielfernrohr morgen in Nishni Nowgorod kaufen) und seinem jungen Gehilfen, dem dunkelhaarigen Teufel.

»Sieht nach Selbstverbrennung aus«, flüstere ich.

Der Erlöser beschreibt einen meterweiten Bogen in der von Gebeten getränkten Luft und kehrt mit einem Krachen wieder an seinen Platz zurück. Auf der Ikone erscheinen fünf tiefe Einschnitte.

»Was ist eine Ikone?« fragt der Kapitän überheblich.

»Eine Offenbarung in Farben«, erwidert der Gehilfe schulterzuckend.

»Kommando zurück«, brummt der Kapitän bilderstürmerisch.

»Die Ikone ist der russische Fernseher«, grinst meine Begleiterin.

Durch die tiefen Einschnitte rinnt Wasser wie Tränen.

»Geben Sie mir das Einmachglas«, bitte ich.

»Einen Scheißdreck gebe ich dir«, brummt der Kapitän gutmütig.

»Mir gefällt Rußland«, bekennt die Deutsche in gedämpftem Flüsterton.

Nach diesem Geständnis bleibt mir nichts übrig, als sie in ein altes Kaufmannslokal zu führen, mit Stuck an der Decke und theaterhaften roten Vorhängen. Das Restaurant (gegenüber von einem neuen Sex-Shop mit der Abbildung eines angebissenen Apfels auf dem Ladenschild) ist tagsüber vollkommen leer. Als die Kellnerinnen, schrille Blondinen (an der Wolga möchten alle Frauen gern blond sein), unserer ansichtig werden, beileben sie sich, ihre Hauspantoffeln gegen weiße hochhackige Pumps einzutauschen: »Darf es Kaviar sein?«

Uglitsch – Kostroma

Sie Jetzt fing ich an. Ich fing an, Abschiedsbriefe zu schreiben, um die Welt zu reisen, Russisch zu lernen, na und, das bildet doch. Ich fing an, meine Telefonrechnung nicht mehr zu bezahlen – womit auch? In der ersten Nacht auf der Wolga fing ich an. Moskau, Paris, London, New York, öde Orte, mir egal, hinterher. Die Zeitzonen purzelten durcheinander, herrenlose Tage tauchten auf, sie grinsten mich schadenfroh an, überall tiefe Risse, Spalten, Löcher, in denen ich verschwand für Jahre. Meine Augen schwellen an, meine Ohren liefen aus, die Füße platzten auf, I had to see a doctor, later on in Cambridge oder Kalifornien. Meine Mutter Herzeloide, die mich nach wie vor von allen Übeln dieser Welt zurückzuhalten suchte, schickte Briefe, Faxe, e-mails: Komm nach Hause, liebes Kind! Wie denn? Wie denn!

Ich fing an, zu weit zu gehen. Ich fing an, mich nicht mehr zu waschen, die Zähne nicht mehr zu putzen, die Nägel nicht mehr zu schneiden, nein, im Gegenteil, ich fing vielmehr an, meine Muskeln zu trainieren, die Unterwäsche nicht mehr zu wechseln, Gesichtsdampfbäder zu nehmen. Meine Freundinnen

schrien mir hinterher: tu's nicht! Was tat ich denn? Давайте познакоимся – mein erster russischer Satz. Laßt uns einander vorstellen. Ich fing an, ihn zu suchen. Unter meiner Decke, im Bücherregal, hinter dem Sofa. Neue Körper kehren besser. Ich fing an.

Ich fing an. Ein Kleiner. Ein Blonder. Einer mit grünen Unterhosen. Mit kleinen gelben Fischen. Rote Sterne sausen um meinen Kopf. Как спутники.

Applaus brandet auf. Kameras surren. Wir werden in Stalingrad stehen auf einer Anhöhe über der Wolga. Vor uns steht Guido Knopp mit einem Mikrophon mit der Aufschrift ZDF, hinter uns Mutter Rußland im Kleid mit reichem Faltenwurf. Doktor Knopp sagt verbindliche Worte zur Begrüßung. Es ist der letzte Teil einer fünfteiligen Serie über den deutsch-russischen Schicksalsort. Häupter verneigten sich. Veteranen rieben ihre Narben aneinander. Großporige Nasen kamen sich näher. Schneestürme fegten durch die Fernsehler. Wochenschauaufnahmen schmetterten. Man legte Kränze nieder mit Atlasschleifen in schwarzrotgold und weißblaurot. Maximilian Schell ist General Paulus.

Dann sind wir dran. Wir sind die Zukunft, die junge Generation. Wind bläst uns in die Haare. Wir blicken uns tief in die Augen. Ich sage: »Viktor, was empfindest du beim Gedanken, daß mein Großvater hier. Während dein Vater bei Stalin.« Der Russe sagt sofort: »Nie wieder!« Doktor Knopp lächelt. Er knöpft seinen grauen Zweireiher zu. Streicht sein Nackenhaar zurecht. Nickt. Dann gähnt er vorsichtig, wobei er den Mund geschlossen hält. Wir küssen uns. In Großaufnahme. Ich sehe einen halben Nasenflügel und ein Auge, groß wie eine Pfütze.

Heiner Müller tritt auf. Um ihn wird alles schwarz. Er hat einen Militärmantel an, sein Gesicht ist aus Wachs, ein deutscher Dramatiker. Hinter ihm stehen in Reih und Glied zweiundzwanzig Männer, die auch alle aussehen wie Heiner Müller. Schwarze Kassenbrillen, Stiefel, Militärmäntel, darunter sind sie nackt. Sie deklamieren im Chor. Schöne, kräftige Männerstimmen.

Im blutigen Schoß Germanias
Verrat an der Revolution.
Geschützdonner von Ferne
Zieh deine Hose wieder hoch, Kamerad.

Die Männer stampfen mit den Füßen. Sie reißen ihre Mäntel auf. Sie brüllen. Der Kapitän preßt ein Ohr an die Kabinentür. Die Passagiere bekreuzigen sich. Die Kritiker kratzen über ihre Notizblöcke. Resopal platzt an den Nähten. Paris erwacht. Die Fische glotzen. Oh, der Schoß ist fruchtbar noch. Stalingrad. Wir kommen.

Kostroma – Nishni Nowgorod

Sie Ein neuer Name auf der Landkarte, dort, wo eben noch ein Verbannungsort namens Gorki gefangen in der Sperrzone lag: Nishni Nowgorod, die auferstandene siebenhundertjährige Stadt, macht die deutschen Kundschafter ganz verrückt. Hier geschehen Wunderdinge! Hier ist der russische Aufschwung zu Hause! Hier reformiert die Jugend selbst! Ein schwarzgelockter Gouverneur von sechsenddreißig Jahren! Ein »Jahrmarkt«, der einst unglaublich berühmt war und den sie nun wieder wachgeküßt haben. Alter Reichtum, jugendlicher Schwung. Das liest man jetzt überall.

Langsam nähert sich unser Schiff der Anlegestelle. Voller Ungeduld stehen die Passagiere an der Reling, zum Sprung bereit. Als wäre es Montagvormittag kurz vor Eröffnung des Sommerschlußverkaufs.

»Der Kapitän war auch schon einmal munterer«, maule ich in den Morgen.

»Wahrscheinlich hat er wieder einmal etwas Besseres zu tun, als dieses Schiff hier ordentlich zu parken. Na ja. Russe eben. Oder was ist der überhaupt?«

Mein Leibbrusse überhört das geflissentlich. Er hat sich zu guter Laune entschlossen und wirft einen Apfel in die Luft, den ihm diese Lora Pawlowna, diese Kreuzung aus einem rosa Papageien und einem sowjetischen Versuchshund, zugesteckt hatte, kaum daß er vorhin aus der Kabine gestolpert war. Dann beißt er rein. Oh weh, schlechte Zähne! Ausgefranst die Reihe gelblicher Stecken, an denen der Saft des Apfels mit winzigen Bläschen hinunterschäumt. Das mit den Zähnen war mir bisher gar nicht so aufgefallen. Fällt mir natürlich auch jetzt nicht auf. Nach dieser Nacht. Ich meine ja nur. Allerdings merkt der Russe, wie ich ihm meine Augen in den Mund stecke.

»Nabokov«, sagt er fröhlich und kaut weiter, »ich habe schlechte Zähne. Wie Nabokov.«

Na, herzlichen Glückwunsch, denke ich. Wie Nabokov! Wer kann so etwas schon von sich behaupten? Dann habe ich Fußpilz. Wie Goethe.

Unterdessen verpasse ich den genealogischen Anschluß. Irgendwas war gerade mit dem Symbolisten Alexander Blok, mit dem irgendwer in der Familie und ergo auch mein Leibbruse verwandt sei und zwar wegen eines unehelichen Kindes aus der Vergewaltigung einer Minderjährigen in einem öffentlichen Dampfbad – kann aber sein, daß ich letzteres jetzt mit Dostojewski verwechsle. Oder mit Tolstoi? Und mit Nabokov, fährt der Dichter fort, teile er sogar nicht nur die schlechten Zähne, sondern auch die glückliche Kindheit, das reine, wolkenlose Paradies, weshalb er, J., auch begonnen habe, seine, N.s, Werke gleich nach der Aufhebung der Zensur erstmals in Rußland herauszugeben, was ihm aber alsbald gründlich mißlungen sei, denn irgendwelche skrupellosen Geschäftemacher und Neuverleger hätten ihm sogleich dazwischengefunkelt und ihrerseits schlecht edierten Schriftstellerschrott ruckzuck unter die ahnungslosen Massen geworfen. Ich stelle mir vor, wie der Russe in kurzen Hosen mit einem Schmetterlingsnetz über eine Wiese jagt. Und kein einziger verlegerischer Finsterling verfängt sich darin. Trotz frühen Paradieses, vorzeitig verfaulte Zähne und später editorischer Mission müsse er allerdings zugeben, sagt der Russe, daß ihn Nabokov, hätten sie sich je kennengelernt, dann doch für einen unerträglichen Schmierfinken und indiskutablen Sausack gehalten hätte.

Das tut mir leid. Irgend etwas geht hier doch immer schief. Erst die Sache mit Marconi beziehungsweise mit Popow, dem Ärmsten, dann dieser Blok und jetzt auch noch Nabokov. Aber eigentlich beneide ich die Russen neuerdings. Sie haben alles, was der geistige Mensch braucht, zu ihrer ungebrochenen persönlichen Verfügung und Verschmelzung. Erstens Geschichte. Und zwar als Farce. Gleich. Nicht erst in der Wiederholung, wie Marx fälschlicherweise prophezeit hatte – aber was wußte der schon von Rußland? Ferner Literatur, um nicht zu sagen Literaturgeschichte – möglichst am eigenen Leibe. Außerdem jede Menge Verwandtschaft. Wo sich ja das Körperliche, das Historische und das Dramatische ineinander einschreiben.

Würde jedenfalls ein spätstrukturalistischer französischer Philosoph sagen.

Ein älterer Mann zu meiner Linken muß meine Gedanken erraten haben – oder das ist auch so eine russische Landessitte: Gedankenlesen. Es ist der Vorsitzende des Schriftstellerverbandes von Samara, ein paar hundert Kilometer weiter wolgaabwärts, der nach Moskau gekommen war, um die Kollegen Journalisten abzuholen.

»Rußland ist wie ein großer Teig«, sagt er unvermittelt und hält sich an der Reling fest, denn das Schiff macht merkwürdige Manöver und knallt immer wieder gegen die Kaimauer.

»Ich könnte nie in Amerika leben. Ich war da. Einmal und nie wieder. Dort ist jeder für sich. Nicht wie bei uns.«

»Sind Sie Kommunist?« will ich wissen.

»Ich? Kommunist? Ganz bestimmt nicht!«

»Aber was halten Sie denn so von Lenin?«

»Hören Sie mir auf mit dem. Das war doch noch nicht einmal ein richtiger Russe. Der war doch eigentlich Deutscher.«

Ich komme nicht mehr dazu, mir das genauer erklären zu lassen. Denn endlich hat der Kapitän es doch noch geschafft. Der Assistent des Kapitäns schiebt einen Steg zwischen Schiff und Festland. Die Leute stürmen los. Über die Uferpromenade, den Hügel hinauf in die Stadt.

Wir schauen in alle Höfe. Der Russe pinkelt in die Ecken. Wir wollen knallrote Flußkrebse aussaugen, Mädchen in grünen Kleidern mit kühnen Ausschnitten bewundern und noch ein nachmittägliches Bier in einer dieser Kellerspelunken, die jetzt überall eingerichtet wurden. Wir wollen diskutieren. Warum die Russin weiße Stilettos trägt. Weiße! Krankenschwestersex als Stilprinzip einer ganzen Generation?

Überhaupt die Russin. Jedes Kleid ein technisches Meisterwerk mit Trägern, Schnallen, Reißverschlüssen kreuz und quer und an den unerwartetsten Stellen, jede Frau eine prachtvolle Präsentation sämtlicher Archetypen weiblicher Kleidung, wie sie in Westeuropa nur noch von Transvestiten vorgetragen wird: große, weiße Punkte auf dunkelblauen Glockenröcken, transparente Stoffe in schwarz, knallrosa, weiß, Volants allüberall, halbrecherische Schuhe, die mit kleinen Perlen bestickt sind und oben auf dem Haupt – je weiter weg von Moskau desto größer – enorme Schleifen als Krönung der Geschenkverpackung. Auf

den Weiberleibern herrscht der schiere Überfluß – fast wie bei den russischen Gastmählern, wo alle Köstlichkeiten auf den Tischen übereinander getürmt werden. Dies ist das Fräuleinwunder von Nishni.

Aber warum gerät der Dichter dann völlig außer sich, wenn er elegante schwarze Herrenschuhe an westlichen Frauenfüßen sieht. Ist vielleicht auch er kein Russe?

Kostroma – Nishni Nowgorod

Er Rußland bewaffnet sich. Ein kalter Regen trieb die Deutsche und mich in ein Waffengeschäft. Vor den Fenstern Gitter mit Tupfenmuster. – »Wie bei dir zu Hause auf dem Balkon«, kicherte die Deutsche.

»Nein, ich habe Kamilleblüten.«

»Wieso *Kamille*?«

Was sollte ich darauf sagen? Wie ihr erklären, daß das dekorative Gitter das Wappen meiner keuschen Heimat ist?

In der Tür stießen wir auf unseren Kapitän und seinen dunkelhaarigen Gehilfen. Der Kapitän hatte ein nagelneues Gewehr in der Hand. Wir beglückwünschten ihn zu seinem Kauf.

»Ich schieße hin und wieder gern«, sagte er scherzhaft.

»Ihr Gesicht kommt mir bekannt vor«, sagte ich liebenswürdig zum Gehilfen des Kapitäns, nachdem ich ihn aufmerksam gemustert hatte.

»Ich habe nicht die Ehre, Sie zu kennen«, antwortete der Gehilfe trocken.

»Warten Sie mal«, sagte ich erstaunt, »waren Sie das nicht, der in Uglitsch den Invaliden mit den Medaillen gespielt hat?«

Der Gehilfe wurde verlegen und wollte schon irgendwas grummeln, aber der Kapitän nahm ihn beiseite und schleppte ihn ab.

»Präser gibt's hier nicht!« rief mir der Dunkelhaarige im Weggehen zu.

Ich kaufte zu einem annehmbaren Preis zwei Handgranaten und steckte sie in die Hosentaschen. Ich interessierte mich für Handschellen und Gummiknüppel.

»Wie wär's mit ein bißchen Sodomaso als Freizeitgestaltung?« schlug ich spöttisch vor.

Die Deutsche wurde blaß vor Aufregung.

Das Eintauchen in die Niederungen einer örtlichen Kneipe verlief mehr als erfolgreich. Wir waren umgeben von den zwei Haupttypen hiesiger Männer – brünetten mit Schnurrbart und blonden mit schütterem Haar. Sie saßen tief über die Tische gebeugt, sahen einander mürrisch an und ächzten schwer vor Glück.

»Na, wie gefällt's Ihnen bei uns?« fragte herzlich der Gouverneur, der aussah wie ein frisch gezimmerter, schnell daherlaufender Schrank. Hinter ihm standen ein paar junge reiche Kerle, die beinahe platzten vor Energie.

Erfreut über den frischen Anblick der Staatsmacht, sagte ich offenherzig:

»Gut, gut. Ihr Kreml ist allerdings ein Scheiß. Lauter Mauern. Nichts dahinter.«

»Die Weiten der Wolgalandschaft«, lächelte der Gouverneur, »enthalten eine unvergleichliche diffuse Leere.«

»Prostration?« fragte die Deutsche.

»Triumph der Kurzsichtigkeit«, fuhr ich fort, ohne mich auf eine Diskussion einzulassen. »Leute mit scharfem Verstand haben hier nichts verloren.«

Russen lieben nichts so sehr wie Bier mit Krebsen. Die roten gekochten Krebse riechen nach Wolgaschlamm.

»Bei uns in Europa ...«, setzte die Deutsche wichtig an.

Der Gouverneur und ich konnten uns nicht beherrschen und brachen in einmütiges Gelächter aus.

»Der Kapitän hat mir mein Glas weggenommen«, sagte ich schließlich.

Der Gouverneur verfiel in tiefes Nachdenken.

»Na und«, sagten die jungen, vor Energie platzenden Kerle.

»Das Land hat genug von Experimenten«, fügte der Gouverneur hinzu.

Der weißliche Krebsaft wirkt nicht weniger berauschend und anregend als Bier. Nachdem die Deutsche zum ersten Mal im Leben Krebse ausgesaugt hatte, war sie offenbar endgültig in Rußland angekommen. Ihre Arme stecken bis zu den Ellenbogen in den Krebsen. Ihr strammes Bäuchlein grummelt. Das Ganze hätte übrigens beinahe ein junger Mann zunichte gemacht, der schüchtern von mir ein Autogramm auf einer Serviette erbat.